



DOKTORHÜTE FÜR ALLE?

Immer mehr Akademiker konkurrieren um immer weniger Jobs. Dennoch gilt eine abgeschlossene **Hochschulausbildung** nach wie vor als Garant für eine gesicherte Zukunft. Wie lange noch?

AUTORIN: MONIKA WEINER

Bildung ist gefragt wie nie zuvor: Die Zahl der Studenten steigt seit Jahrzehnten kontinuierlich an. Mehr als die Hälfte aller deutschen Jugendlichen drängt mittlerweile an die Hochschulen. Und fast eine halbe Million junger Menschen erlangt dort jährlich einen akademischen Abschluss. Eine Investition in die Zukunft? Seit es Universitäten gibt, gilt ein Studium als Garant für sozialen Aufstieg und ein erfolgreiches Leben. Tatsächlich werden Akademiker seltener arbeitslos, sind gesünder und leben länger.

Umsonst ist all das nicht. Studieren ist ein mühsames und teures Geschäft. Für einen Bachelor- oder Masterabschluss müssen Studenten drei beziehungsweise fünf Jahre ihres Lebens investieren, ohne etwas zu verdienen. Dazu kommen bei privaten Bildungseinrichtungen Studiengebühren.

Die öffentlichen Schulen und Hochschulen sind hierzulande zwar gratis, müssen aber vom Staat, also dem Steuerzahler, unterhalten werden. Mehr als 100 Milliarden Euro im Jahr geben Bund, Länder und Gemeinden für Bildung aus. Das Geld scheint jedoch gut angelegt, denn die hochqualifizierten jungen Hochschulabsolventen sollen im Zeitalter des globalen Wettbewerbs die Zukunft des Landes sichern.

Der Bildungsboom hat die ganze westliche Welt erfasst. Während immer mehr Jobs verschwinden, weil Unternehmen die Massenproduktion in Billiglohnländer verlegen, versuchen sich die Industrienationen als „Wissensgesellschaften“ zu profilieren. Hochqualifizierte Arbeitnehmer sollen die innovativen Ideen und Produkte entwickeln, mit denen sich auf den Märkten der Zukunft Geld verdienen lässt.

Alle Mitgliedsstaaten der EU haben sich daher verpflichtet, ihre Investitionen in Bildung und die Zahl der Studenten zu erhöhen. Um dem drohenden Fachkräftemangel vorzubeugen, startete das Bundesministerium für Forschung und Technolo-

gie eine „Bildungsoffensive“ und feiert seither jeden neuen Rekord der Studentenzahlen als Riesenerfolg.

Damit die Absolventen nicht nur ihr Heimatland, sondern ganz Europa voranbringen, haben sich 388 Universitätspräsidenten in Bologna darauf geeinigt, einen gemeinsamen Hochschulraum zu schaffen. Das Ergebnis ist der Bologna-Prozess, ein gigantisches Reformprojekt, das darauf abzielt, überall einheitliche Bachelor- und Masterabschlüsse einzuführen und die Ausbildungen an die Bedürfnisse des Markts anzupassen.

Neue Studiengänge sprießen seither wie Pilze aus dem Boden. Allein in Deutschland gibt es mehr als 16000. Darunter exotische wie „Management sozialer Innovationen“, „Hospitality Management“, „Mental Health“, „Tourismus-, Hotel- und Eventmanagement“ oder „Marken- und Kommunikationsdesign“.

Der Bildungs-Boom könnte allerdings Nebenwirkungen haben. Wenn die Zahl der Studenten weiter so steigt wie bisher, wird ein Kind, das heute in Deutschland zur Welt kommt, mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit mindestens einen Bachelor-Abschluss machen – wenn nicht gleich nach der Schule, dann eben nach der Lehre oder als Weiterbildung im Laufe des Berufslebens. Ist das sinnvoll?

Selbst wenn Europa ein neues Wirtschaftswunder erlebt, wird niemand so viele Akademiker brauchen. Irgendwer muss schließlich auch Laster fahren, kellnern, Mülltonnen leeren, putzen, kochen, Haare schneiden und Kranke versorgen. Sollen das die Bachelors tun? Tatsächlich könnte es durchaus so weit kommen: „Hörsaal statt Bettpfanne, Bachelor-Seminar statt Rückenschule“, kommentierte die „Süddeutsche Zeitung“ im Juli

Philosophen als Straßenmusiker, Historiker als Taxifahrer, Soziologinnen, die wegen der Kinder zu Hause bleiben: Die Zukunft der „Generation Praktikum“ ist ungewiss

2012 eine Empfehlung des Wissenschaftsrats. Der hatte eine Hochschulabsbildung für Krankenpfleger, Altenpfleger, Physio-, Logo- oder Ergotherapeuten sowie Hebammen gefordert.

Noch ist es nicht so weit, aber „Pflegermanagement“, „Innovative Pflegepraxis“, „Angewandte Pflegewissenschaften“ und „Körperpflege“ kann man heute schon studieren. Sollte man vielleicht sogar tun, denn der allgegenwärtige Glaube an den Nutzen von Aus-, Fort- und Weiterbildung führt dazu, dass alle, die keine entsprechenden Qualifikationen vorweisen können, als nicht leistungsbe-reite zweite Wahl abgestempelt werden.

Wenn alle studieren, um erfolgreich zu sein, hat das den gleichen Effekt, wie wenn sich alle auf die Zehenspitzen stellen, um besser zu sehen

Das jedenfalls prognostiziert der schwedische Wirtschaftswissenschaftler Mats Alvesson. Seiner Ansicht nach ist der derzeitige Bildungs-Hype eine Illusion, eine kollektive Selbsttäuschung: Alle machen mit, in der Hoffnung, durch akademische Titel ihre künftige Karriere zu sichern.

Tatsächlich müssen die meisten Absolventen froh sein, wenn sie überhaupt einen Job finden. Die Jugendarbeitslosigkeit in Europa ist so hoch wie nie. In Griechenland und Spanien liegt sie bei über 50 Prozent. Und sie wäre noch viel höher, wenn man alle Studenten, die sich aus Mangel an Alternativen an einer Hochschule einschreiben, dazurechnen würde. Die Investition der Regierungen in Bildung ist also auch eine Investition in eine geschönte Arbeitsmarktstatistik. Für drei bis fünf Jahre sind die jungen Leute weg von der Straße, bevor sie dann endgültig auf den Markt drängen.

Und dann sind sie unter Umständen überqualifiziert: Ein Gros der Hochschulabsolventen habe keine Chance, eine adäquate Stelle zu finden, die ihrem Ausbildungsstand entspreche, schreibt Alvesson in seinem unlängst in englischer Sprache erschienenen Buch „The Triumph of Emptiness“. Der Studentenboom führe zu einer „Hyperinflation“ von wertlosen Hochschulabschlüssen. Das Ergebnis sei ein Heer von frustrierten, unterforderten Arbeitnehmern.

Bekanntestes Beispiel: Historiker oder Philosophen mit Dokortitel, die Taxi fahren, um zu über-

leben. Auch in Deutschland, wo die Jugendarbeitslosigkeit mit sieben Prozent die niedrigste aller EU-Länder ist, gibt es zahlreiche Opfer der Hyperinflation: Die Studienabgänger der „Generation Praktikum“ arbeiten oft jahrelang unentgeltlich, in der Hoffnung, irgendwann eine Festanstellung zu finden.

„Dass qualifizierte Arbeit von morgen eine akademische Ausbildung fordert, trifft nicht so einfach und klar zu“, meint auch der deutsche Bildungshistoriker Heinz-Elmar Tenorth. Die Akademikerschwemme führe jedoch zu einem Verdrängungseffekt: Hochschulabsolventen sichern sich die besseren Jobs, „für die Nichtakademiker bleibt dann nur die schlecht bezahlte Arbeit übrig“.

Doch auch für Bachelors und Masters sieht die Zukunft nicht rosig aus, meint Alvesson: „Bei der Vergabe von Jobs entscheidet nicht die absolute, sondern die relative Bildung. Das heißt, die Qualifikation eines Kandidaten wird mit der von anderen verglichen. Wenn alle in eine akademische Ausbildung investieren, um erfolgreich zu sein, dann hat das denselben Effekt, wie wenn sich in einer Gruppe alle auf die Zehenspitzen stellen, um einen besseren Blick zu haben. Es bringt gar nichts.“ Nur die Anforderungen werden immer weiter nach oben geschraubt.

Angetrieben wird die Bildungsspirale vom Streben nach Grandiosität, einem kollektiven Größenwahn, der die ganze westliche Welt erfasst hat, meint Alvesson. „Die führenden Länder wetteifern darum, die inoffizielle Bildungs-Weltmeisterschaft zu gewinnen und dadurch eine wirtschaftliche Führungsrolle zu erlangen.“

Tatsächlich geht es also nur darum, besser zu sein als die anderen. Der Wunsch, sie zu übertrumpfen und in den Schatten zu stellen, prägt dabei nicht nur das Verhalten von Nationen, sondern auch das von Hochschulen und Studenten.

Der Wettbewerb zwischen Bildungseinrichtungen hat im angloamerikanischen Sprachraum eine lange Tradition. Wer die besten Forscher mit den höchstdotierten Auszeichnungen und den meisten Publikationen beschäftigt, bekommt im jährlichen World-University-Ranking die besten Noten. Harvard und Stanford in den USA sowie Oxford und Cambridge in Großbritannien sind solche Exzellenzzentren, die es sich leisten können, horrenden Studiengebühren zu verlangen.

In Deutschland herrschte bis vor wenigen Jahren noch föderale Gleichberechtigung unter den Universitäten. Sie waren staatlich finanzierte Stätten der Forschung und Lehre, an denen jeder, der eine

allgemeine Hochschulreife besaß, wissenschaftliches Denken lernen konnte. Für die praxisnahe Ausbildung waren die Fachhochschulen zuständig, wo nicht geforscht wurde.

Der Bologna-Prozess hat diese alte Ordnung aus den Angeln gehoben. Alle Studienabschlüsse sind jetzt europaweit anerkannt und gleichwertig. Damit gibt es formal keinen Unterschied mehr zwischen Universitäten und Fachhochschulen, die sich jetzt schlicht Hochschulen nennen. Überall kann man Bachelor- und Masterstudiengänge belegen. Theoretisch sind damit alle gleich. Praktisch beginnt unter den Bildungseinrichtungen umgehend ein neuer Konkurrenzkampf. Es geht dabei um Geld und vor allem um Prestige.

In der von Bund und Ländern ausgeschriebenen „Exzellenzinitiative“ wetteifern die renommierten Universitäten um den Status einer besonders förderungswürdigen „Elite-Universität“. In der letzten Runde haben sich unter anderem die Universitäten in Heidelberg, München, Berlin und Aachen qualifiziert. Die Auszeichnung ist zwar international nicht anerkannt, aber dennoch sehr begehrt, weil sie mit üppigen Forschungssubventionen verbunden ist.

Die neuen Elite-Universitäten sind ihrerseits wieder attraktiv für Studenten, die besser – oder zumindest erfolgreicher – sein wollen als die große Masse. Der Run auf die neuen Exzellenzzentren ist daher enorm, obwohl die Studienbedingungen dort nicht zwangsläufig gut sein müssen – die Auszeichnung wird schließlich für herausragende Forschung vergeben, und von der kriegt man im Hörsaal meist nicht viel mit. Doch wer an einer Elite-Uni studiert, kann hoffen, dass ihr Glanz ein wenig abfärbt und der Name der renommierten Einrichtung im Lebenslauf künftige Arbeitgeber beeindruckt.

So weit zu den Gewinnern. Im globalen Rennen um Grandiosität gibt es aber auch Verlierer, und das sind die sozial Schwachen, prognostiziert Alvesson. Bei Untersuchungen in Schweden und Australien hat er festgestellt, dass an Elite-Universitäten besonders viele Kinder aus der Ober- und Mittelschicht studieren. Der Grund: Die renommierten Einrichtungen suchen die besten Kandidaten aus, und das sind meist diejenigen, die von klein auf vom Elternhaus gefördert wurden. Die übrigen müssen sich mit No-Name-Hochschulen zufriedengeben. Diese seien reine Bildungsfabriken, die darauf abzielen, möglichst viele Studenten in möglichst kurzer Zeit durchzuschleusen. Heraus käme ein Heer mäßig ausgebildeter Akademiker, die kaum Aussichten hätten, einen

guten Job zu bekommen – das „Bildungsproletariat“ der Zukunft.

Wenn die düsteren Prognosen der Kritiker stimmen, ist der Bildungs-Boom bestenfalls ein Nullsummenspiel. Es gibt ein paar Gewinner und ein paar Verlierer, aber die Gesellschaft als Ganzes hat nichts davon. Dennoch kann sich ihm niemand entziehen. Die jungen Menschen nicht, die Jahre ihres Lebens in Hörsälen verbringen, ohne etwas zu verdienen; die Arbeitnehmer nicht, die als Versager gelten, wenn sie nicht willens sind, bis zur Verrentung



zu lernen und sich fortzubilden; die renommierten Universitäten nicht, die zu Ausbildungsstätten für die vermeintlichen Märkte der Zukunft verkommen; die ehemaligen Fachhochschulen nicht, die sich als zweite Wahl abgestempelt fühlen; und der Steuerzahler auch nicht, denn er muss den Hype finanzieren.

Aber vielleicht zahlt sich die Investition am Ende ja doch noch aus. Vielleicht gelingt es der Akademiker-Generation, den Standort Europa im weltweiten Wettbewerb zu sichern und das ersehnte nachhaltige Wirtschaftswachstum zu erzeugen. Hoffen kann man es.

Und wenn nicht? Dann ist außer Spesen nichts gewesen. Das mag betrüblich sein, wäre aber zu verschmerzen: Selbst wenn sich Bildung als unnütz erweist, geschadet hat sie noch niemandem.

Arbeiterhelm allein unter Doktorhüten: Wie viele Akademiker braucht eine Gesellschaft?